

malen vs. *mahlen*; und das Umgekehrte gilt ebenso, vgl. den Slogan einer Suchpräventionsstelle: *Sucht sucht Sinn*.

In der Lexikographie schlägt sich der Unterschied zwischen Polysemie und Homonymie in der Regel so nieder, dass im ersteren Fall *ein* Lexemeintrag mit Untergliederung gemacht wird, im letzteren Fall jedoch *mehrere* Lexemeinträge gemacht werden.

4.4 Paradigmatische Bedeutungsrelationen

Zu unserer semantischen Kompetenz gehört das Wissen um die Bedeutung von (einfachen oder komplexen) sprachlichen Ausdrücken, und es gehört dazu das Wissen um Bedeutungsbeziehungen zwischen sprachlichen Ausdrücken. Wir sind auch mit unserem Alltagsverständnis durchaus fähig, verschiedenartige Bedeutungsbeziehungen zu unterscheiden, etwa "Bedeutungsgleichheit" und "Bedeutungsgegensatz". Hier wollen wir – etwas systematischer vielleicht, als man das im Alltag tut – wichtige Bedeutungsrelationen zusammenstellen. Zum Teil wurden solche beispielsweise in der Logik schon seit alters beobachtet und haben von dort her auch fest eingebürgerte Namen. Mit dieser Zusammenstellung präzisieren wir die in Abschnitt 4.2 genannte semantische Aufgabe der Explikation von Bedeutungsbeziehungen; indem wir dies aber mit einer gewissen Systematik tun, machen wir selber schon einen ersten Schritt in Richtung auf eine wissenschaftliche Explikation; wo die Ausbreitung des Explikationsums aufhört und das Explikans anfängt, lässt sich m.a.W. nicht immer so klar sagen. – Die nachstehenden Bedeutungsbeziehungen sind primär solche zwischen festen Grundeinheiten (Lexemen) im System, d.h. im Wortschatz einer Sprache; sie heissen darum paradigmatische Beziehungen (vgl. 1.5.2). Es gibt diese Beziehungen jedoch genauso zwischen komplexen Ausdrücken, was zum Teil eine Folge davon ist, dass sich die Relation von der Wortebene auf die komplexere Ebene 'vererbt', zum Teil seine Gründe in der Konstruktion selber hat. Wir demonstrieren die Relationen hauptsächlich auf der Wortebene, deuten Analogien auf der Satzebene gelegentlich an.

a) Synonymie (Bedeutungsgleichheit)

anfangen – *beginnen*

Die Nadel ist zu kurz – *Die Nadel ist nicht lang genug*.

Man hat Cäsar ermordet – *Cäsar wurde ermordet*.

Es war schwer, die richtige Antwort zu finden – *Die richtige Antwort zu finden war schwer*. *Die richtige Antwort war schwer zu finden*.

Man mag die Satzbeispiele falsch finden, weil doch je nach Wortstellung die Perspektivierung, die Hervorhebung o.ä. wechselt. Hier von Synonymie zu reden verlangt also notgedrungen eine bestimmte Beschränkung dessen, was an Bedeutung in Betracht gezogen werden soll (vgl. 4.10 zur Abgrenzung von Semantik vs. Pragmatik).

Synonymie dieser Art zwischen satzartigen Gebilden gibt es zuhauf. Wir kennen das: Man kann dieselbe Sache sehr oft verschiedenartig ausdrücken. Ganz normal ist die Synonymie auch zwischen einer Wortbedeutung und deren satzformiger Umschreibung oder Paraphrase. Wir verwenden Paraphrasen, wenn wir Wortbedeutungen erklären müssen, uns die Wörter nicht einfallen, oder als überlegte Festsetzung in Definitionen. Synonymie zwischen festen Elementen unseres Wortschatzes gibt es hingegen sehr selten. Wir gehen im Abschnitt 4.6.3 auf diesen interessanten Befund kurz näher ein.

Das Gegenstück zur Synonymie wäre eine semantische Relation der absoluten *Ungleichheit*. Beispiele sind hier nicht so leicht zu finden, denn eine Gemeinsamkeit – sei es nur so etwas wie "konkret" oder "abstrakt" – zu sein – findet sich schnell. Zu denken ist vielleicht an die Beziehung zwischen der Semantik von *Nähmaschine* und *Infraritsmalrechnung*. Für diese Beziehung der absoluten Unähnlichkeit gibt es keinen etablierten Namen; es ist eine semantische Nicht-Beziehung.

Alle weiter zu nennenden semantischen Relationen liegen irgendwo zwischen der Synonymie und dieser absoluten Beziehungslosigkeit; es sind Relationen einer je spezifischen *Bedeutungsähnlichkeit*.

b) Bedeutungsähnlichkeit

Bach – *Teich* – *Fluss* – *See* – ...

Kihren – *scheppern* – *rasseln* – ...

Wir haben hier den vielleicht allgemeinsten Fall von Bedeutungsähnlichkeit. Man sagt, solche Wörter bilden ein *Wortfeld* (vgl. 4.6.4), sie beziehen sich auf den gleichen Sachverhaltsbereich und differenzieren ihn lexikalisch. Sie fallen unter einen gemeinsamen Oberbegriff, für den es oft auch ein einzelnes Wort gibt; für die Beispiele wären das: *Gewässer* und *Geräusch* (oder *Laut*, *tönen*). Für diese semantische Relation gibt es keinen festen Terminus, es sei denn, man versteht sie als Fall von Heteronymie/Inkompatibilität (vgl. dazu das folgende).

c) Heteronymie/Inkompatibilität

blau – *grün* – *gelb* – *rot* – ...

Januar – *Februar* – *März* – ...

Wir haben es hier mit mehr oder weniger geschlossenen Wortreihen zu tun, die einen abgeschlossenen Bedeutungs- oder Sachverhaltsbereich in einer bestimmten Dimension tendenziell zu 100% abdecken. Es kann sich um geordnete Reihen handeln (z.B. Wochen-/Monatstage) oder ungeordnete (die Farbadjektive, zumindest im Alltagsbewusstsein ungeordnet). Die Einzelwörter können sich gegenseitig klar ausschliessen (Wochentage) oder auch nicht so klar (Farbadjektive). Der Unterschied zur genannten allgemeinen Bedeutungsähnlichkeit liegt in der *Ein dimensionsnähigkeit* der Heteronymie. Allerdings ist eine Abgrenzung gegenüber (b) oft heikel.

d) Komplementarität/Kontradiktion

tot – *lebendig*

Schweizer – *Ausländer* (aus der Perspektive etwa eines Züchters)

Was auf den ersten Blick wie ein absoluter Bedeutungsgegensatz aussieht, lässt sich dennoch als Bedeutungsähnlichkeit verstehen: zwei komplementäre Wortbedeutungen teilen zusammen einen bestimmten Sachverhaltsbereich genau in zwei Teile. Die Folge: Wenn z.B. *Das Huhn ist tot* zutrifft, so kann das dazu komplementäre (*Das Huhn ist lebendig*) nicht zutreffen und umgekehrt; und wenn das eine nicht zutrifft, so muss das andere zutreffen. Komplementarität schafft man auch mit der *Negation*:

endlich – *unendlich*

Eva ist im Mai geboren – *Eva ist nicht im Mai geboren*.

Allerdings schafft nicht jede Negation Komplementarität; insbesondere schafft morphologische Wortnegation (Negation von Wörtern z.B. mithilfe des Präfixes *un-*) auch die nachstehende Art semantischer Beziehung.

e) *Antonymie/Kontrarität*

freundlich – unfreundlich
heiss – kalt

Diese Beziehung der Antonymie besteht zwischen den Polen oder Endpunkten einer Skala, auf der möglicherweise noch weitere Wortbedeutungen angesiedelt sind, in unserem Beispiel etwa *warm* oder *lau* oder *lauwarm*. Wieder besteht die Bedeutungsfähigkeit (bei aller Gegensätzlichkeit) in einem gemeinsamen Bedeutungsbereich, nur ist hier der Bereich nicht dichotomisch zweigeteilt; er eröffnet vielmehr eine Skala mit Übergängen zwischen zwei Polen. Das unterscheidet die Antonymie von der Komplementarität (die zweigeteilt ist) und der Heteronymie (die nicht polar ist) und wirkt sich auch so aus, dass im Unterschied zur Komplementarität etwa aus der Falschheit von *Mein Kaffee ist kalt* nicht geschlossen werden darf: *Mein Kaffee ist heiss*: beide Sätze können zugleich falsch sein. Hingegen gilt auch hier, dass nicht beide Sätze zugleich wahr sein können.

Morphologische Wortnegation hat oft eher eine antonymische als eine komplementäre Bedeutungsrelation zur Folge: ein unfreundlicher Mensch ist eher schlimmer als ein Mensch, der einfach nicht freundlich ist. Und: Ich kann von einem Menschen sagen, er sei eigentlich weder freundlich noch unfreundlich (aber ich kann im eigentlichen Sinne nicht von jemandem sagen, er sei weder tot noch lebendig).

Bei antonymen Wortpaaren ist gewöhnlich das eine Wort *markiert* (das besondere), das andere *unmarkiert* (das normale, allgemeine). Damit ist der Umstand gemeint, dass das eine der beiden Wörter, das unmarkierte, zugleich auch für die Skala als ganze steht, hinsichtlich eines Wertes neutral gebraucht werden kann, das andere, markierte, hingegen nicht. Das zeigt sich in der Frage nach einem bestimmten Mass und in der Antwort darauf sowie im Namen für die Dimension als ganze:

*Wie gross bist du? – *Wie klein bist du?*

*die Grösse – *die Kleinheit*

*Ich bin 1,80 Meter gross. – *Ich bin 1,80 Meter klein.*

Mit der Markiertheit kann man spielen, indem man z.B. davon spricht, dass jemand *zwanzig Jahre jung* ist. In bestimmten Kontexten kann sich die Markiertheit/Unmarkiertheit-Relation umpolen. So ist in einem Kontext, wo von schmalen Strassen die Rede ist oder wo solche Strassen erwartbar sind, eine Frage wie *Wie schmal ist die Strasse?* ganz normal.

Von einem Wort aus sind manchmal Antonymie-Relationen in verschiedene Richtungen möglich, was solche Wörter als mehrdeutig (polysem) erweist: *alt – jung/alt – neu; gut – schlecht/gut – böse*.

f) *Konversion 1*

kaufen – verkaufen (der x verkauft dem y das z vs. der y kauft vom x das z)

Mutter/Vater – Kind

hin auf – her auf

kommen – gehen (Frieda geht nach Hamburg – Frieda kommt nach Hamburg)

Konversionen 1 werden häufig unter einem weiten Begriff von Antonymie subsumiert. Mit solchen Wortpaaren ist derselbe relationale Sachverhalt aus zwei entgegengesetzten Blickwinkeln darstellbar. Konversion auf Satzebene könnte man im folgenden Satzpaar sehen: *Zürich ist kleiner als Hamburg – Hamburg ist grösser als Zürich*. Man spricht hier auch von *Perspektive*.

g) *Konversion 2*

hin auf – hinunter (ich stehe in der Felswand und weiss nicht, soll ich hin auf oder hinunter)

innen – aussen

kommen – gehen (ein stetes Kommen und Gehen)

kaufen – verkaufen (ich habe das Haus erst letztes Jahr gekauft und nun schon wieder verkauft)

Während bei der Konversion 1 derselbe Sachverhalt aus zwei verschiedenen Perspektiven gesehen wird, werden hier zwei gegensätzliche Sachverhalte aus einer identischen Perspektive gesehen.

h) *Relation von Ober- und Unterbegriff (Hyperonymie und Hyponymie; Implikation 1)*

Linguistin – Wissenschaftlerin

Wissenschaftlerin ist der Oberbegriff (das Hyperonym) zum Unterbegriff (Hyponym) *Linguistin*. Man spricht auch davon, dass das Hyponym (*Linguistin*) das Hyperonym (*Wissenschaftlerin*) impliziert: Wer Linguistin ist, ist auch Wissenschaftlerin. Von Implikation spricht man vor allem auf der Satzebene: *Ich bin nach Genf gereist impliziert Ich habe einen Ortswechsel vorgenommen oder Ich habe eine Reise gemacht/Ich bin gereist*. Schwer von der Implikation zu unterscheiden ist die *Präsupposition* (vgl. 6.3.2).

Die hier angesprochene Implikation, basierend auf Ober- und Unterbegriff, ist nicht identisch mit der Implikation im folgenden Fall, weshalb wir den Begriff Implikation mit "1" und "2" indizieren.

i) *Implikation 2*

töten – sterben

Wenn ich sage: *Maria hat Hans getötet*, so impliziert das "Hans ist gestorben". Ich kann jedoch nicht sagen, dass das auf einer Relation von Ober-/Unterbegriff zwischen *sterben* und *töten* beruht (wie sie z.B. zwischen *töten* und *ermorden* besteht). Es gibt Linguistinnen und Linguisten, die sagen, dass *töten* *sterben* präsupponiere (vgl. den Abschnitt 4.6.1).

4.5 *Komponentialsemantik (Merkmalssemantik)*

Wir wollen im folgenden unter den Namen *Komponentialsemantik* oder *Merkmalssemantik* die klassische strukturalistische Bedeutungstheorie für die Ebene Wort vorstellen. Daran schliessen wir die Frage an, was diese Theorie hinsichtlich der genannten und einiger weiterer semantischer Aufgaben leistet und wo ihre Grenzen liegen (vgl. 4.6; zum Merkmalskonzept in psycholinguistischer Hinsicht vgl. auch 9.3.4; 9.3.5).

Wir haben verschiedene Typen von semantischen Relationen zwischen Bedeutungen sprachlicher Ausdrücke kennengelernt. Dabei handelte es sich meist um verschiedene Formen von *Bedeutungsähnlichkeit*. Wenn wir sagen, dass die A dem B ähnlich sieht, können wir das ganzheitlich auffassen; wir neigen jedoch auch im Alltag dazu, das Konzept der Ähnlichkeit als *partielle Gleichheit* und *partielle Verschiedenheit* zu verstehen: "Sie sieht ihm ähnlich. Genauer gesagt: Sie

hat den gleichen Mund und die gleiche Nase wie er, aber die Augen sind anders." Genau so ist man auch in der strukturalistischen Semantik mit den Bedeutungsrelationen der Ähnlichkeit verfahren: Man hat dahinter eine partielle Gleichheit und partielle Verschiedenheit der Bedeutung gesucht. Dabei ist der entscheidende Punkt die damit verbundene Grundannahme:

Grundannahme der Komponentialsemantik/Merkmalsemantik
Bedeutungen auch elementarer Grundeinheiten der Sprache (Morpheme, Wörter) sind nichts Atomares; auch sie sind vielmehr etwas Zusammengesetztes.

Wir erinnern uns, dass wir als eine der Grundeinsichten der Morphologie (vgl. 2.3.1) hervorgehoben hatten, dass Wörter (syntaktische Wörter, aber auch Lexeme) im Prinzip weder auf der signifi- noch auf der signifé-Seite atomar, unteilbar sind. Als einen Teil der signifé-Ebene hatten wir die semantische Komponente ausgegrenzt. Die Semantik beschäftigt sich mit diesem signifé-Teil, und wir sehen nun, dass auch er von der Theorie wiederum als nicht-atomar konzipiert wird. Am fruchtbarsten für den weiteren Fortgang der Theorieentwicklung ist die oben als einfache Bedeutungsähnlichkeit angesprochene semantische Relation, gegeben z.B. in *Bach, Teich, Fluss*, Man kann nun methodisch so vorgehen, dass man die Ausdrücke solcher Ausdrucksreihen einzeln oder gruppenweise nimmt, gegeneinander stellt und sich fragt, worin der Bedeutungsunterschied besteht. Tabellarisch sieht das dann so wie in Schema 4-1 aus.

Opposition zwischen Wortbedeutungen	Semlemantisch distinktives Merkmal
["Bach", "Fluss", ...] <-> ["Teich", "See", ...]	[± FLIESENDE]
["Bach", "Teich", ...] <-> ["Fluss", "See", ...]	[± GROSS]
["Fluss", ...] <-> ["Kanal", ...]	[± NATÜRLICH]

[Schema 4-1]

Durch solche Entgegenstellungen gewinnen wir das, was man in der Theorie *Seme* oder *semantisch distinktive Merkmale* (engl. *markers* oder *features*) nennt, z.B. [± GROSS], [± FLIESENDE], [± NATÜRLICH]. Wir führen innerhalb eines Verbandes semantisch ähnlicher Ausdrücke die Entgegensetzungen so lange fort, bis wir sämtliche distinktiven Merkmale (Seme) eruiert haben, d.h. sämtliche Merkmale, mit deren Hilfe sich die Elemente des Verbandes gegeneinander abgrenzen lassen. Das Resultat kann man allgemein so charakterisieren:

- Der Verband an semantisch ähnlichen Ausdrücken erscheint als durch diese distinktiven Merkmale strukturierter Verband.
- Die Bedeutung eines Einzelausdrucks bietet sich uns im Resultat dar als Summe semantisch distinktiver Merkmale mit jeweiligen Vorzeichen. *Bach* hat demnach als Bedeutung etwas wie [+GEWÄSSER: -GROSS; +FLIESENDE; +NATÜRLICH; ...]. Ein solches Bündel spezifizierter Seme nennt man in bestimmten Theorien ein *Semem*. Ein Semem ist die Bedeutung eines *Words*, verstanden als Bündel von Semen, von semantisch distinktiven Merkmalen.

Zur Illustration betrachten wir die Matrix in Schema 4-2 (nach Bierwisch 1969: 253), die das Resultat einer Sem-Analyse der deutschen Verwandtschaftsbezeichnungen ist. In der oberen Horizontale finden sich die Lexeme selber, in der linken Vertikale die Seme, die diesen Lexemverband inhaltlich strukturieren. Die Bedeutung der Lexeme (Ihr Semem) ist die je eigenartige Bündelung der mit "+," und "-," spezifizierten Seme in der Vertikale (ein "0" bedeutet: Irrelevanz des Sems).

Merkmale	Lexeme															
	Verwandter	Eltern	Vater	Mutter	Geschwister	Bruder	Schwester	Kind	Sohn	Tochter	Onkel	Tante	Cousin	Cousine	Neffe	Nichte
[Lebewesen]	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
[Mensch]	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
[verwandt]	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
[direkt verwandt]	(-)	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
[gleiche Generation]	0	-	-	-	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
[älter]	0	+	+	+	0	0	0	-	-	-	-	-	-	-	-	-
[männlich]	0	0	+	-	0	+	-	0	+	-	+	-	+	-	+	-
[weiblich]	0	0	-	+	0	-	+	0	-	+	-	+	-	+	-	+
[Plural]	0	+	0	0	+	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0

[Schema 4-2]

Die Komponentialsemantik ist vom Prinzip her rückföhrbar auf *Theorien vom Begriff*, wie sie die Logik seit dem antiken Griechenland radriert hat. Man spricht deshalb manchmal von der *Aristotelischen Semantik*. Wir kommen darauf im Abschnitt 4.7 zurück. Neu gegenüber dieser sehr alten Vorstellung von der Konstitution von Begriffen ist lediglich eine gewisse strukturalistische Strenge des methodischen Vorgehens. Was ist an einer solchen semantischen Theorie *strukturalistisch*? Entsprechend der Vagheit dieses Begriffs sind mehrere Antworten möglich. Wir nennen einige:

- Strukturalistisch ist das Resultat solchen wissenschaftlichen Tuns insofern, als sich zum einen eine Gruppe von Ausdrücken darbietet als ein semantischer Verband, der in bestimmter Weise *strukturiert*, d.h. geordnet ist: die Elemente des Verbandes stehen in wohldefinierten Beziehungen zueinander. Zum andern ist auch das einzelne Element seinerseits – nach dem Saussureschen Postulat – eine Summe dessen, was es von andern unterscheidet. Es ist in sich selbst aufgrund der diversen Relationen zu andern Elementen *strukturiert*. Die interne Strukturiertheit der Bedeutung eines einzelnen Ausdrucks spiegelt die semantische Strukturiertheit des ganzen Ausdrucksverbandes wider.
- Strukturalistisch ist das Vorgehen, bei dem man bemüht ist, eine innere Ordnung eines sprachlichen Teilbereichs quasi von innen her aufzudecken.
- Strukturalistisch ist die grössere methodische Strenge, verglichen mit früheren Verfahren sprachwissenschaftlich-semantischer Theoriebildung.
- Strukturalistisch ist diese Art von Semantik schliesslich insofern, als sie eine Übertragung strukturalistischer Methoden der Phonologie und Morphologie auf die Bedeutungsseite sprachlicher Ausdrücke ist. Das soll in einem kurzen Exkurs gezeigt werden (für Genaueres verweisen wir auf das Kap. 11):

In strukturalistischer Sicht bestehen die syntaktischen Wörter (zu diesem Begriff vgl. 2.3.1) einer Sprache aus einer oder mehreren minimalen bedeutungstragenden Einheiten: den *Morphemen*, z.B.:

FRAU PLURAL
Frau -en

Die Morpheme sind insofern minimal oder atomar, als ihre weitere Teilung (Segmentierung) zum Verlust der Bedeutung führt; *f* oder *fra* oder *u* bedeuten im Deutschen nichts.

Rein ausdrucksseitig sind die Morpheme jedoch weiter teilbar, also nicht-atomar. Die strukturell-syntaktische Phonologie (vgl. z.B. TERNES 1987) segmentiert die Morpheme, um das Inverse der *Phoneme* zu bekommen, der "minimalen bedeutungsunterscheidenden Einheiten", der morphem-konstituierenden Grundeinheiten einer Sprache. Methodisch verfährt sie dabei mit sogenannten *Minimalpaaranalysen*: sie stellt Morpheme gegenüber, die sich möglichst nur in *einem* Phonem unterscheiden (vgl. Kap. 11.3.3). Dabei erweist sich das Phonem gerade als bedeutungs-unterscheidende Einheit (Schema 4-3).

frau <> frau	/f/ <> /f/
frau <> Frau	/H/ <> /H/
frau <> frei	/au/ <> /eɪ/

[Schema 4-3]

Am Ende einer solchen Phonemanalyse erscheint das Morphem als lineare Kette von Phonem-Segmenten. Nun ist die Phonologie (vor allem in der älteren Generativen Grammatik) selbst beim Phonem als kleinster Einheit nicht stehengeblieben und hat versucht, dieses seinerseits weiter aufzulösen, zu analysieren in noch kleinere Elemente, die das Phonem konstituieren. Das Vorgehen bestand wiederum in Minimalpaaranalysen, dieses Mal in der Entgegenstellung von Phonemen. Das sieht dann so wie in Schema 4-4 aus.

/f/ <> /f/	[± dauernd]
/f/ <> /b/	[± stimmhaft]
/f/ <> /f/	[± labial]
/f/ <>

[Schema 4-4]

Schema 4-5.

"Frau" <> "Mann"	[± WEIBLICH]
"Frau" <> "Mädchen"	[± ERWACHSEN]
"Frau" <> "Weibchen"	[± MENSCHLICH]
"Frau" <>

[Schema 4-5]

stellt man sich vor, dass es ein sehr kleines Set von phonologisch-distinktiven Merkmalen gibt (ca. 12 binäre Merkmale), die sämtliche Phoneme sämtlicher natürlicher Sprachen konstituieren, aus denen also letztlich jeder natursprachliche Ausdruck aufgebaut ist (eine analoge massive Reduktion der Wirklichkeit auf ganz wenige Typen finden wir in der Atomphysik: Reduktion des Universums auf die Elemente, diese auf einige wenige Elementarteilchen). Ähnliche Vorstellungen hat man sich auch in der strukturellen Semantik gemacht: Sämtliche Wortbedeutungen sämtlicher Sprachen der Welt sollen aufgebaut sein aus einem *endlichen* Inventar atomarer semantisch-distinktiver Merkmale oder Seme, die *universal* und möglicherweise gar dem Menschen angehören sind, die er – im letzteren Falle – also nicht einmal lernen müsste, von denen er lediglich die Kombinationen zu Sememen lernen müsste. Im Unterschied zu den phonologisch-distinktiven Merkmalen muss man aber bei den Semen zum vornherein die Hoffnung auf eine kleine Zahl begraben, ganz abgesehen von einigen weiteren schwerwiegenden Problemen dieser Theorie, die wir im folgenden kurz ansprechen werden.

4.6 Was leistet die Komponentalsemantik (Merkmalssemantik)?

4.6.1 Beschreibung von Einzelbedeutungen und von Bedeutungsrelationen

Man hat semantische Komponentalanalysen zumeist in bestimmten Lexikonbereichen durchgeführt. Fast immer betrachtete man *Inhaltswörter* (sogenannte *Autosemantika*), also Substantive, Adjektive, Verben mit einem eindeutigen lexikalischen

Morphem; nur sehr selten unterzog man *Funktionswörter* (sogenannte *Syntagmatika*), also Präpositionen, Konjunktionen, Artikel mit grammatischen Morphemen einer Merkmalsanalyse.

Auch von den Inhaltswörtern nahm man nur bestimmte Bereiche besonders gern in den Blick. Wie Schema 4-2 zeigt, sind beispielsweise die Verwandtschaftsbezeichnungen für eine Komponenteanalyse speziell geeignet. Man versuche hingegen einmal eine ähnlich exakte Analyse eines so alltäglichen Bereichs wie "Gefäss": *Krug, Tasse, Schale, Becher, Vase, Eimer, ...* Man wird sehr rasch feststellen, dass die Bedeutungen hier nicht sehr distinkt sind (vgl. 4.7). Noch problematischer wird die Sem-Analyse in Abstrakta-Bereichen, etwa im Bereich der Gefühlswörter: *Trauer, Melancholie, Weilschmerz, Verliebtheit, Sehnsucht, ...* Sehr distinkt scheinen uns hingegen die Bedeutungen von Ausdrücken etwa im Bereich "Obst" oder "Gemüse". Hier stellt sich dafür das Problem, dass man das "Apfelige" am *Apfel* letztlich nur mit einem Merkmal wie [+APFLIG] einfangen kann, genau so wie man bei der Bedeutung von *Mann* kaum um [+MÄNNLICH] bzw. [-WEIBLICH] herunkommt, was eine Grenze der Theorie aufzeigt: Sie gerät an einem gewissen Punkt zur blossen Wiederholung der Objektsprache. Es nützt nichts, dass man behauptet MÄNNLICH sei Metasprache, solange dieses Merkmal nicht weiter definiert ist, ist man auf die natürliche Sprache und damit auf die Objektsprache angewiesen: Das Explikans fällt mit dem Explikandum zusammen.

Die Komponentalsemantik ist also nur für bestimmte Wortschatzbereiche bis zu einem gewissen Grad geeignet, die oben gestellten Aufgaben der Beschreibung von Einzelbedeutungen sowie der Beschreibung von Bedeutungsrelationen zu lösen. Was diese Theorie dann hinsichtlich der Explikation einer Wortbedeutung leistet, haben wir oben gesehen: Eine Wortbedeutung ist ein Bündel von Semen. Was sie zu einer genaueren Fassung der in Abschnitt 4.4 aufgeführten semantischen Relationen beitragen kann, wollen wir in der nachstehenden Aufstellung anschauen:

- Synonymie (*anfragen – befragen*): Komponentalsemantisch muss Synonymie als Gleichheit der semantischen Merkmale expliziert werden (vgl. 4.6.3 zum Synonymieproblem).
- Absolute Bedeutungsverschiedenheit (*Wilmachine – Infrarotsichtrechnung*): Komponentalsemantisch liegt hier eine absolute Ungleichheit der Seme vor.
- Bedeutungsähnlichkeit (*Bach – Teich – Fluss – ...*): Wir haben gesagt, dass dies der für die Komponentalsemantik interessanteste Fall semantischer Relation ist. Die Wortbedeutungen solcher Wortgruppen haben mindestens ein Merkmal gemeinsam. Man hat das auch schon *Archizen* genannt. Es stiftet den Zusammenhang der Gruppe. Daneben haben die Bedeutungen mehr oder weniger zusätzliche Seme gemeinsam bzw. unterscheiden sich in mehr oder weniger zusätzlichen Semen (vgl. auch 4.6.4 zur Wortfeldtheorie).
- Heteronymie/Inkompatibilität: (*blau – grün – gelb – ...*): Bei solchen Reihen hilft die Komponentalsemantik kaum weiter, da wir es mit einer Art Positionen auf einer einzelnen Dimension zu tun haben (anders also als bei obigem Fall der Bedeutungsähnlichkeit innerhalb einer Gruppe, wo die Merkmale gerade eine Mehrzahl relevanter Dimensionen benennen). Mit Merkmalen kann man hier nur wiederholen, nicht explizieren.
- Komplementarität (*tot – lebendig*): Bei der Komponenteanalyse ist man auf binäre Merkmale aus, d.h. Merkmale, die mit dem Vorzeichen "+" und "-" gerade Komplementarität bilden. Bei komplexeren Wortbedeutungen haben wir es somit tendenziell mit dem zu tun, was die Merkmale selbst beinhalten. Auch hier explizieren die Merkmale nichts, sie wiederholen nur.
- Antonymie (*heiß – kalt*): Da wir es hier mit Extrempunkten auf Skalen zu tun haben, helfen vielleicht Merkmale wie [± maximal] und [± minimal]. Die Frage ist aber darüber hinaus, wie man die Qualität der Skala selber ("Wärme", "Grösse", "Breite" etc.) komplementar expliziert.
- Konversion 1: Bei einem Beispiel wie *herauf – hinauf* treffen Merkmale wie [BEWEGUNG AUF DEN SPRECHER ZU] vs. [BEWEGUNG VOM SPRECHER WEG] oder [STAND-

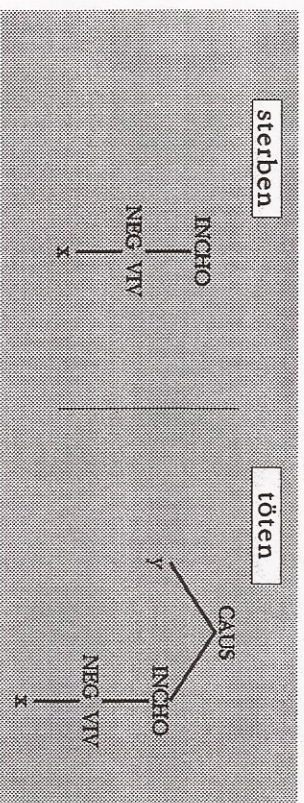
PUNKT-NEUTRAL] durchaus den Kern der Sache. Bei verbalen Beispielen wie *kaufen* – *verkaufen*, aber auch andern, helfen ebenfalls solche Merkmale der Perspektivierung, wobei der springende Punkt der Unterscheidung jedoch eher der einer unterschiedlichen Anbindung von 'Mitspielern' an eine Relation ist: *der x verkauft dem y das z* <-> *der y kauft von x das z* oder *x ist Mutter von y* <-> *y ist Kind von x* (vgl. hierzu auch 3.2.3.c zur sogenannten Θ -Theorie der GG).

• Konversion 2 (*hinlauf* – *hinunter*): Hier ist die Komponentensamantik ähnlich hilflos wie bei der Komplementarität, trifft doch der Unterschied in etwa genau das von einem Sem Ausdrückbare: die Theorie erklärt darum nichts, sie wiederholt nur das Objekt.

• Relation von Oberbegriff/Unterbegriff (Hyperonymie/Hyponymie; Implikation 1): Diesen sehr klassischen Fall einer semantischen Relation – z.B. zwischen *Linguist* und *Wissenschaftler* – kann man komponentensamantisch sehr schön explizieren: Der Unterbegriff enthält sämtliche Sem des Oberbegriffs, jedoch noch eines oder einige dazu; er ist in diesem Sinne (inhalts-)semantisch reicher. Man kann auch sagen: er ist (referenz-)semantisch enger insofern, als er auf weniger Dinge zutrifft als der Oberbegriff: Es gibt weniger Linguisten als Wissenschaftlerinnen.

In der Definitionslehre der klassischen Logik kommt dieses quantitative Verhältnis von Hyponym und Hyperonym dadurch zum Ausdruck, dass man einen Unterbegriff mittels des Oberbegriffs (= *genus proximum*) plus einer sog. spezifischen Differenz (= *differentia specifica*) definiert, also z.B. "eine Linguistin ist eine Wissenschaftlerin (*genus proximum*), die die Sprache erforscht (*differentia specifica*)". Darum haben wir oben behaupten können, dass sich die Komponentensamantik in den Grundzügen bis auf ARISTOTELES' Begriffslehre zurückführen lässt.

• Implikation 2 (*leben* – *sterben*): Für diesen Implikationsfall im Verbereich ist das Verfahren der Dekomposition der Semantik in Primitivprädikate einschlägig, das die sog. Generative Semantik in Weiterführung der Komponentensamantik entwickelt hat. Das Implikationsverhältnis wird in der Theorie so sichtbar, dass *töten* neben andern auch die Primitivprädikate von *sterben* enthält. Die Darstellungen in Schema 4-6 mögen das zeigen. Versprachlicht bedeutet das für *sterben* so viel wie: "Es tritt ein, dass x nicht lebt", für *töten* "y bewirkt, dass eintritt, dass x nicht lebt". Verben wie *zerbrechen*, *kochen*, *hängen* etc. sind im Deutschen in gewissem Sinne zweideutig, nämlich entweder intransitiv (*die Scheibe zerbricht*) oder transitiv (*ich zerbrich*). Die Intransitivität haben kein Primitivprädikat CAUS.



[Schema 4-6]

So weit das, was die Komponentensamantik zur genaueren Fassung der paradigmatischen Bedeutungsrelationen zwischen Wortbedeutungen beitragen kann. Mit der Theorie der Komponentensamantik kann man auch Phänomene sogenannter *semantischer Anomalien* von Syntagmen explizieren. So formuliert *verheirateter Junggeselle* einen Widerspruch, der sich in der Theorie so darstellt, dass die Bedeutung von *Junggeselle* das Merkmal [-VERHEIRATET] enthält, im Syntagma durch die Adjektiv-Attribution aber gerade das Merkmal [+VERHEIRATET] zugesprochen bekommt. *Grüne Ideen schlagen* ist semantisch abweichend insofern, als die Bedeutung von *grün* das Merkmal [+KONKRET] hat, diejenige von *Ideen* hingegen [-KONKRET]; zudem gehört zur Bedeutung von *Idee* ein Merkmal wie

[-BELIEBT], *schlafen* verlangt aber eine Ergänzung mit [+BELIEBT]. (Vgl. zu diesen Beispielen auch die Ausführungen in 3.1.6, wo es um das Verhältnis der Generativen Grammatik zur Semantik geht.)

4.6.2 Beschreibung von Bedeutungswandel und Bedeutungserwerb

Die Komponentensamantik hat einen gewissen Wert für die Beschreibung des Bedeutungswandels in der Sprachgeschichte (Phylogene von Wortbedeutungen) und des Bedeutungserwerbs in der individuellen Sprachbiographie eines Menschen (Ontogenese von Wortbedeutungen).

– Sprachhistorischer Bedeutungswandel lässt sich zum Teil als Hinzugewinnung, Verlust oder Auswechslung von Semen beschreiben.

So war *Gewehr* einst Wort für Waffen überhaupt, war also ursprünglich semantisch ärmer, hatte weniger Seme und traf entsprechend auf mehr Dinge zu. Es hat dann Seme dazugewonnen. Das Umgekehrte widerfuhr der Bedeutung von *Frau*, womit man ursprünglich nur sozial hochgestellte Frauen bezeichnen konnte. Bei der Verallgemeinerung dieser Bezeichnung ging *Frau* ein Sem verloren.

– Phänomene des Bedeutungserwerbs lassen sich mit dem Konzept der semantischen Merkmale in analoger Weise ein Stück weit einfangen.

Gut beschrieben sind die Fälle von *Übergeneralisierung* und *Untergeneralisierung* von Wortbedeutungen beim Kleinkind. Im ersteren Fall bedeutet *Hund* bzw. *Wauwau* für das Kind vielleicht auch Katzen und Meerschweinchen, hat also noch zu wenig Seme, im letzteren Fall bedeutet *Hund* bzw. *Wauwau* hingegen nur "braune Hunde". Oder es bedeutet gar "braunes Tier mittlerer Größe" und hat demnach bestimmte Seme zuviel und andere zu wenig.

4.6.3 Erfassung von Nuancen: Zu den Begriffen *Synonymie* sowie *Denotation* und *Konnotation*

Es gilt weiterhin als eine Grundeigenschaft natürlicher Sprachen, dass sie einen und denselben Sachverhalt sprachlich verschiedenartig in Sätze kleiden können; wenn man mit Sprache vielleicht auch nicht alles sagen kann, so kann man doch das, was man sagen kann, sehr oft auf unterschiedliche Weise sagen. Mit andern Worten: Synonymie zwischen Sätzen, *syntaktische Synonymie*, gibt es zuhauf. Man spricht auch davon, dass ein Satz eine *Paraphrase* eines andern Satzes ist. Zudem können Syntagmen Paraphrasen von Wörtern sein, z.B. wenn man die semantischen Merkmale eines Wortes in einem Satz auseinandersetzt: "Ein Onkel ist ein älterer männlicher indirekter Verwandter ersten Grades" (vgl. das Schema 4-2). Wenn wir unsere obige Behauptung des Paraphrasenverhältnisses zwischen Sätzen mit Beispielen wie *Brius hat César ermordet*/*César wurde von Brius ermordet* illustrieren, so mag das bezweifelt werden: Drückt sich in diesen zwei Sätzen nicht eine ganz andere Perspektivierung des gleichen Sachverhalts aus? Hat eine solche Perspektivierung mit Bedeutung nichts zu tun? Wenn doch, wie kann man dann von Synonymie reden? Diese Einwände sind sehr berechtigt. Wer Synonymie behauptet, tut dies immer innerhalb einer bestimmten semantischen Theorie, die gewisse Dinge in ihr Bedeutungskonzept aufnimmt und andere ausschließt (vgl. 4.10).

Wie steht es um die *Synonymie zwischen Wortbedeutungen*? Wir wissen, wie sie im Rahmen der Komponentensamantik theoretisch darzustellen wäre: als *Sem-Identität*. Es gibt überdies ein klassisches Testverfahren für Wort-Synonymie, ein sogenanntes *operationales Kriterium*: "Zwei Wörter sind synonym dann, wenn ich

das eine in jedem Fall für das andere einsetzen kann (*Substitution*), ohne dass sich die Bedeutung des Gesamtausdrucks verändert.“ Das ist natürlich insofern ein fragwürdiges Definitionskriterium, als es meiner Intuition überlassen bleibt zu entscheiden, ob sich die Gesamtbedeutung verändert hat oder nicht.

Gibt es Wortsynonymie gemäss dieser Definition? Wenn wir unser Lexikon in unserem Kopf abnutzen, so finden wir sehr wenige unzweifelhafte Synonymie-Kandidaten und eine ganze Reihe von Lexemparen, deren Synonymie unter einem bestimmten Aspekt fragwürdig ist. In der Matrix in Schema 4-7 markieren wir mit einem „+“, wenn uns ein Kandidat für ein Synonymen-Paar in einer bestimmten Hinsicht unecht scheint (mit einem „?“ markieren wir unsere Zweifel, die wohl z.T. auch unseren süddeutsch-schweizerischen Standpunkt verraten).

	regional	fachspr./ gemein- sprachl.	sozio- lektal	Stil Textsorte	'sprachl. Schweise'	Kolloka- tion
1) <i>anfangen/beginnen</i>	-	-	-	-	-	-
2) <i>verstehen/verstehen</i>	-	-(?)	-(?)	-(?)	-(?)	-
3) <i>Möhre/Rübe greifen</i>	+	-(?)	-	-	-	-
4) <i>Mengen/Flätscher/Schlächter/Flätschauer</i>	+	-	-(?)	-	-	-
5) <i>erhalten/bekommen/legen</i>	+(?)	-	-(?)	+(?)	-	+
6) <i>Synonymie/Bedeutungs-gleichheit</i>	-	+	-(?)	-(?)	-	-
7) <i>Fähe/Fleischin</i>	-(?)	+	-(?)	-(?)	-	-
8) <i>Frau/Gattin/Gemahlin</i>	-(?)	-(?)	+	+	+(?)	-(?)
9) <i>Bulle/Polizist</i>	-(?)	-	+	+	+	-
10) <i>Schüssel/Schale</i>	-(?)	-(?)	-(?)	+(?)	-	-
11) <i>Kopf/Haupt</i>	-(?)	-(?)	+(?)	+(?)	+(?)	+
12) <i>Atomkraftwerk/Kernkraftwerk</i>	-	+(?)	-(?)	-(?)	+(?)	-
13) <i>sterben/entscheiden/krepieren</i>	-	-(?)	+(?)	+	+	-(?)
14) <i>Baby/Säugling</i>	-(?)	+	+(?)	+	+	+
15) <i>blond/hellgelb</i>	-	-	-	-	-	+

[Schema 4-7]

Kommentar zum Schema 4-7:

– Unbezwefelbare Synonymie scheint bei (1) vorzuliegen; ursprünglich Regionalismen (*beginnen* ist die norddeutsche Variante, *anfangen* die süddeutsche), sind diese beiden Verben heute – was die Standardsprache anbelangt – im ganzen deutschen Sprachraum verbreitet, ohne dass zwischen ihnen eine Bedeutungsdivergenz festzustellen wäre. Damit haben wir eine mögliche Quelle von Wortsynonymie angesprochen: Dialekte mischen sich in einer überregionalen Standardsprache. Allerdings ist der Normalfall eher der, dass eine Variante obsiegt.

– Demgegenüber liegt bei (3) und (4) nur scheinbar eine Synonymie vor: Diese Wörter sind noch immer regional gebunden, gelten nicht im ganzen deutschen Sprachraum und gehören strenggenommen verschiedenen Subsystemen oder *Varietäten* an (vgl. 8.2).

– Von einer Zugehörigkeit zu verschiedenen Systemen könnte man auch bei Paaren aus *Fach- und Gemeinsprache* wie bei (6) und (7) sprechen. Abgesehen davon ist die Synonymie in diesen

Fällen auch insofern oft zweifelhaft, als der Fachterminus in der Regel klar definiert, das Alltagswort hingegen tendenziell vage ist (vgl. *Laut* vs. *Phonem*).

– Man spricht auch bei sozial geprägten, *gruppen- oder schichtspezifischem Sprachgebrauch* von Varietäten oder Subsystemen einer Sprache, so dass Lexempare, die sich hier unterschiedlich verhalten, wie z.B. in (8) und (9), strenggenommen wieder keine Synonymie darstellen.

– Sozial geprägte Spracheigenheiten (und indirekt auch regionale) sind – von Sprechern zumindest, die über verschiedene Sprachregister verfügen – gezielt einsetzbar zur Markierung von *Stilunterschieden*. Bei der Realisierung bestimmter *Textsorten* (vgl. 6.5) ist eine reflektierte Wahl der Sprache und damit gewisser scheinbar synonyme Wörter geradezu Pflicht; das betrifft Beispiele wie die oben genannten oder etwa (11), das sich überdies in Zusammensetzungen wie *Hauptbahnhof/Kopfbahnhof* als nicht synonym erweist (*Haupt* hat die Nebenbedeutung von 'wichtig').

– Der Verwendungszusammenhang kann z.B. auch darüber entscheiden, ob ich – vgl. (14) – von einem *Baby* (?*Sie hat einen Säugling bekommen*) oder von einem *Säugling* spreche (?*Wo ist hier die Baby-Abteilung?* – das geht im Krankenhaus, nicht aber im Krankenhans). Dieses Beispiel zeigt eine andere Quelle möglicher Synonymie: die *Wortentlehnung*; auch sie hat in der Regel Verdrängung der einen Variante und nur selten einfache Koexistenz verschiedener Varianten zur Folge.

– Mit auf den ersten Blick synonymen Wörtern hat man fast immer auch die Möglichkeit, ein und denselben Sachverhalt *sprachlich verschieden zu fassen*: der Fall von (12). Die unterschiedliche Benennung kann unterschiedliche Schweisen und damit Einstellungen verraten, die Sprache kann verhallend (*euphemistisch*) sein etc.

– Nur noch auf einem sehr allgemeinen Niveau synonym zu nennen sind z.B. die Wörter in (13). Kann damit dasselbe gemeint sein?

– Schliesslich gibt es Fälle zwar mehr oder weniger gleicher Bedeutung, jedoch *verschiedener syntagmatischer Verwendbarkeit* (*Kollokation*), ohne dass für letztere irgendwelche semantischen Begründungen beizubringen wären: *einen Brief erhalten/bekommen/bringen* – *ein Kind *erhalten/bekommen/bringen*; *hellgelbes Kornfeld/*Haar* – *blondes *Kornfeld/Haar* (Bsp. 5 und 15).

– Und fast schon eine philosophische Frage ist (vgl. 2): Kann man den zweiten Satz der Thematik *dynamik verstehen/begreifen*? Kann man das *Mysterium der Dreifaltigkeit* verstehen oder vielmehr nur *begreifen*?

Man sieht, dass eine Theorie wie die der semantischen Komponenten (Synonymie = Sem-Identität) oder eine operationale Definition (Synonymie = gegenseitige Substituierbarkeit) uns wenig weiterhelfen bei der Entscheidung: Synonymie oder nicht? Für einige der angesprochenen Zweifelsfälle (soziolektale, stilistische Varianten oder Varianten punkto sprachliche Schweise) bietet die linguistische Semantik die begriffliche Differenzierung von *Denotation* und *Konnotation* an: Mit *Denotation* ist der Kern einer Wortbedeutung gemeint, mit *Konnotation* eine – sozial, individuell oder sonstige gebundene – Überlagerung dieses denotativen Kerns mit zusätzlichen Bedeutungsspekten, mit Gefühlswerten und anderem. Dieses Begriffspaar ist selber wieder sehr vage, aber es eröffnet immerhin eine Skala, auf der man Bedeutungskomponenten von Wörtern ansiedeln könnte: Es gäbe demnach eher denotative und eher konnotative Sinne und entsprechend eine eher bloss denotative und eine tendenziell auch konnotative Synonymie.

Zudem schärft das Begriffspaar ganz allgemein unser Bewusstsein dafür, dass Wörter neben einem begrifflichen Bedeutungskern häufig auch eine – für den Sprachgebrauch oft entscheidend wichtige – konnotative Seite haben. Diese kann sozial verbindlich sein wie bei *bürgerlich*, das je nach politischem Standort eher positiv oder eher negativ konnotiert wird, sie kann aber auch eher individuell sein: *Hör mir auf mit Partnerschaft, ich kann das Wort schon nicht mehr hören!* (Vgl. auch die Abgrenzung von Semantik und Pragmatik in 4.10.)

Als ein gewisses *Fazit* der Beantwortung unserer Eingangsfrage "Gibt es Wortsynonymie?" müssen wir feststellen, dass es sie in reiner Form nur sehr selten gibt (vgl. etwa Bsp. 1). Man kann zur Erklärung dieses Faktums zwei sehr wichtige

allgemeine Prinzipien der Entwicklung natürlicher Sprachen bemühen, die man vor allem in der strukturalistischen Sprachwissenschaft immer wieder anführt (vgl. hierzu auch das Kapitel 10 zur Historiolinguistik).

a) Das sog. *Ökonomieprinzip* besagt, dass Sprachen dazu tendieren, ihren kommunikativen Zweck mit möglichst einfachen, spärlichen Mitteln zu erfüllen. Wenn in einem mentalen Lexikon zwei völlig gleichbedeutende Zeichen gespeichert sind, ist das ein unnötiger Luxus, eine unnötige Belastung. Nach dem Ökonomieprinzip wird einer der Ausdrücke ausgeschieden. Zur Wirksamkeit dieses Prinzips passt das Phänomen des sogenannten *Synonymverfalls*. Damit ist das Faktum gemeint, dass dort, wo zum Ausdruck einer bestimmten Bedeutung ein Lexem in einer Sprache festgeworden ist, meistens sämtliche möglichen Neubildungen, die auf dasselbe semantische Resultat führen, blockiert sind. Ein Beispiel: Regulär ist die Bildung *schön* → *Schönheit* (früher: *Schöne*); sie ist aber blockiert im Fall von *gut* → **Gutheit*, weil es *Güte* gibt.

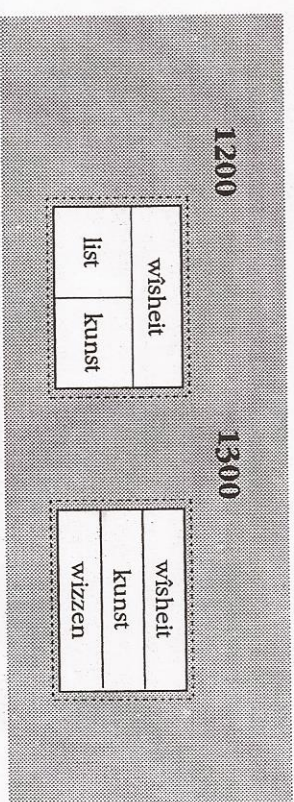
b) Das Prinzip der *grösstmöglichen Differenziertheit* ist ein notwendiges Korrektiv zum Prinzip der Ökonomie und besagt, dass eine Sprache zur Erfüllung ihres kommunikativen Zwecks eine maximale Fähigkeit der Realisierung verschiedener Bedeutungen anstrebt. Wo sich deshalb zwei Ausdrücke für dieselbe Bedeutung anbieten, wird dieser Luxus nach dem Differenziertheitsprinzip gewöhnlich zur Differenzierung verwendet, d.h. die Ausdrücke werden mit unterschiedlichen Bedeutungen oder Bedeutungsnuancen aufgeladen und damit verschieden verwendet. Das ist insbesondere in Fachsprachen zu beobachten, die gerne Alltagswörter mit vager Synonymie aufgreifen und für eine Differenzierung unterschiedlich verwenden. So unterscheidet die Zoologie und Botanik im Gegensatz zur Alltagssprache strikt zwischen *Gattung* und *Art*. In ähnlicher Weise gibt es beispielsweise Ver- suche der Textlinguistik (vgl. 6.5), zwischen *Textgattungen*, *Textarten*, *Textsorten*, *Textmustern* etc. zu unterscheiden.

4.6.4 Beschreibung von Wortfeldern (Wortfeldtheorie). Bemerkungen zu den Stichworten *Sprachliches Relativitätsprinzip* und *Sprache und Denken*

Wir haben gesehen, dass für die Komponentalsemantik bestimmte Gruppen von Ausdrücken ähnlicher Bedeutung wie z.B. *Bach* – *Fluss* – *See* – *Teich* – ... besonders geeignete Beschreibungsobjekte darstellen. Solche Ausdrucksgruppen nennt man in der linguistischen Semantik *Wortfelder* (*semantic fields*) in Anlehnung an semantische Untersuchungen vor allem innerhalb der Germanistik seit den 30er Jahren in der Nachfolge von Jost TRIEBER. Trieber hat 1931 eine Arbeit vorgelegt, in der er den deutschen Wortschatz zum "Sinnebereich des Verstandes" um 1200 mit demjenigen um 1300 verglich. Der "Sinnebereich des Verstandes" ist ein aussersprachlicher Sachverhaltsbereich, der diejenigen Wörter einer Sprache zu einem Verband gruppiert, die irgend etwas aus diesem Sachverhaltsbereich bezeichnen. Einen solchen Verband nannte Trieber ein *Wortfeld*. Wie der "Sinnebereich des Verstandes" in der deutschen Sprache um 1200 und um 1300 in sehr unterschiedlicher Art als Wortfeld aufgeteilt war, zeigt – stark vereinfacht – Schema 4-8.

Triebers Grundidee und sein Vorgehen waren in gewisser Weise strukturalistisch, bevor es in der germanistischen Sprachwissenschaft einen Strukturalismus gab; die Komponentalsemantik darf in entscheidenden Punkten als Fortführung und Ver-

feinerung der Wortfeldtheorie angesehen werden. Was ist an der Wortfeldtheorie *strukturalistisch*? Sicher einmal Triebers Grundsatz, die Bedeutung eines Ausdrucks nicht isoliert, sondern aus dem Verband mit andern Ausdrücken heraus zu erfassen zu suchen. Solche Verbände betrachtet Trieber zum vornherein als geordnet, strukturiert. Er geht dem Umstand, dass *wisheit* und *kunst* erhalten aufleben sind, *list* verschwunden und *wizzen* neu dazugekommen ist, nicht damit auf den Leim, dass er daraus schloss, *wisheit* und *kunst* bedeuteten nach wie vor das gleiche und *wizzen* bedeutete um 1300 so viel wie *list* um 1200. Und wo er beim Einzelausdruck Bedeutungsveränderung bemerkte, beschrieb er diese nicht isoliert, sondern vor dem Hintergrund einer Umstrukturierung des ganzen Wortfeldes, die in der Graphik augenfällig wird: War *wisheit* um 1200 Oberbegriff über die Ausdrücke für die Verstandeskraft, hatte es sich um 1300 verengt zum Ausdruck für die höchste Verstandeskraft, neben *kunst* als milderer und *wizzen* als alltäglicher, gemeiner Verstandeskraft.



[Schema 4-8]

Von einer solchen Einsicht ist es nur noch ein Schritt zur Einführung der Methodik der Minimalpaaranalyse (vgl. oben), der systematischen Entgegenstellung von Wortbedeutungen zur Ermittlung der sie unterscheidenden Merkmale. Tatsächlich sind aus dem Kreis der Wortfeldtheorie, z.B. von Leo WEISGERBER, semantische Untersuchungen bekannt, die man mit Fug als Komponententanalysen bezeichnen darf. Eine solche liegt dann vor, wenn der Unterschied nicht rein graphisch als unterschiedliche Position in einer flächigen Aufteilung eines "Sinnebereichs" markiert wird, wenn also der Unterschied nicht mehr nur in der Metapher des Feldes ver-sinnbildlicht wird, sondern wenn er 'auf den Begriff gebracht wird', sprich: auf ein semantisches Merkmal.

Zwei Bemerkungen seien hier noch angefügt:

- a) Zum Begriff *Wortfeld*. Das Bild vom Wortfeld ist ungemäss suggestiv, es hat aber seine klaren Schwächen. Wir nennen einige:
- Das Feld suggeriert Zweidimensionalität von Wortgruppen-Strukturen. Diese sind jedoch sehr oft mehrdimensional organisiert.
 - Das Feld suggeriert klare Feldgrenzen. In der Praxis erweist sich das leider gerne als Trugschluss.

– Das Bild vom Wortfeld suggeriert, dass Ausdrucksbedeutungen hart aneinandergrenzen, sich jedoch nicht überlappen. Gerade mit dem Konzept der Komponentalsemantik wird man hier aber flexibler: Wortbedeutungen können sich durchaus partiell decken; nur der Fall der absoluten Synonymie ist selten.

– Das Bild suggeriert die Lückenlosigkeit einer Feldstruktur. Es gibt aber in Wahrheit oft Lücken in der lexikalischen Besetzung eines Sachverhaltsbereichs. So haben wir im Deutschen eine Reihe

von Verben zur Bezeichnung gewisser Lebensäußerungen oder Fähigkeiten des Menschen: *sehen, hören, riechen, schmecken, gehen, sprechen*. Gibt es ein Verb für den Tastsinn? (*astren* ist es nicht, denn das bezeichnet nicht die Sinneswahrnehmung, sondern das Ausstrecken der Extremitäten, um die Tastsinneswahrnehmung zu bekommen; *erastren? jählen?*) Es gibt im Deutschen eine Reihe von Adjektiven, die den Mangel solcher Fähigkeit bezeichnen: *blind, taub, lahm, taubstumm*. Was aber sagen wir von einem Menschen, der nicht riechen, nicht schmecken kann?

b) Zum Begriff des *sprachlichen Weltbildes*: Ausgehend von der Wortfeldtheorie hat man oft angenommen, dass die "Sinbezirke" selber, in die sich ein Wortschatzbereich einer Einzelsprache gleichsam 'einschreibt', kontinuierlich, unstrukturiert, amorph sind. Strukturierend wirkte erst die Sprache selber. Hieran hängen bestimmte sprachtheoretische Grundüberzeugungen, mit denen die Wortfeldtheorie zumindest in der Germanistik unrennbar verknüpft war. Es ist die idealistische, manchmal *neo-humboldtianisch* genannte Sprachtheorie, deren prominentester Vertreter Leo WEISGERBER mit der sogenannten *Inhaltsbezogenen Grammatik* war. Diese Sprachtheorie zeichnet sich aus durch eine starke Identifizierung der Einzelsprachstruktur (Lexeminventar und grammatische Kategorien) mit der Struktur der Begriffswelt des Menschen, mit denen dieser denkt und denkend die äussere Welt wahrnimmt und geistig ordnet. Nach Weisgerber nehmen wir die Welt stets durch die strukturierende Brille einer Muttersprache wahr. Eine einzelsprachlich-lexikalische Strukturierung eines "Sinbezirks" ist nach dieser Auffassung stets Ausdruck einer je spezifischen einzelsprachlichen Strukturierung der Welt, wie sie dem Menschen einzig erscheinen kann, aus der heraus und hinter die zurück er nicht kann, in der er gefangen bleibt.

Wortfelduntersuchungen sind vor diesem Hintergrund mehr als nur Studien zur Semantik von Wörtern einer Einzelsprache; sie werden zur Erforschung des *muttersprachlichen Weltbildes* ganzer Sprachgemeinschaften. Dabei drängen sich besonders Sprachvergleiche auf, historische zwischen verschiedenen Sprachepochen (vgl. Thiers Untersuchung) oder Vergleiche zwischen verschiedenen Sprachen: Wie sehen die Deutschen die Natur mit ihrem *Wald, Holz, Gehölz, Forst*, wie die Franzosen mit ihrem *bois, forêt*?

Die starke Identifizierung von sprachlicher Bedeutungsstruktur und begrifflicher Struktur des Denkens und Erkennens teilt die inhaltsbezogene Grammatik mit der sogenannten *SAPIR/WHORF-Schule* in den USA, der man die Formulierung des *Sprachlichen Relativitätsprinzips* zuschreibt (vgl. Gipper 1972), das ungefähr besagt, dass die Wirklichkeit, wie sie dem Menschen erscheint, immer relativ ist zur Muttersprache eines Menschen.

Daran, dass die Wörter unserer Muttersprache mit ihren Bedeutungen unser Denken und Erkennen ein Stück weit beeinflussen können, indem sie gewisse Begriffsvorgaben anbieten und damit unsere Wahrnehmung lenken und bestimmte Erkenntnisse stabilisieren, hat eigentlich nie jemand gezweifelt. In den letzten Jahren sind jedoch wichtige Forschungsergebnisse bekannt geworden, die die sehr viel stärkere These, dass das Denken und Erkennen nämlich vollständig einzelsprachdeterminiert sei, eindeutig widerlegen: Der Aufbau von Bedeutungsstrukturen in Einzelsprachen liegt keineswegs im Belieben einer Sprache (eines 'Sprachgeistes' o.ä.), sondern ist massgeblich dadurch bestimmt, dass die Wirklichkeit selber schon strukturiert ist und dass unsere Wahrnehmung der Wirklichkeit teilweise biologisch und teilweise sozial vorbestimmt ist (vgl. hierzu ZIMMER 1986: 119f. sowie unser Abschnitt 9.1.2.b). Zudem ist unsere Fähigkeit, dort, wo uns 'die Worte fehlen', Bedeutungen syntaktisch, durch Umschreibungen zu realisieren, der tagtägliche Beweis für die semantische Hintergebarkeit der Sprache. So konnten wir oben spielend die lexikalischen Lücken im Wortfeld der Sinnesbezeichnungen syntaktisch stopfen: *nicht schmecken können, nicht riechen können*.

Es ist interessant zu beobachten, wie die These von der Sprachdeterminiertheit des Denkens neuerdings unter *feministischen Linguistinnen* wieder Konjunktur hat, wenn es ihnen darum geht, eine Sprache wie das Deutsche beispielsweise auch im Lexikonbereich als patriarchalisch zu entlarven. Ein Beispiel wäre etwa die Bezeichnung der Frauen als *das andere Geschlecht*, was impliziert, dass die Männer der unmarkierte Normalfall, die Frauen der Sonderfall sind, oder die Bezeichnung *das schöne Geschlecht*, was eine typische Fremdbezeichnung (Männer über Frauen) und keine Selbstbezeichnung (Frauen über Frauen) und überdies eine typische Rollenfixierung darstellt. Das Stichwort vom "androzentrischen Weltbild der deutschen Sprache" klingt sicher nicht zufällig stark an Weisgerbersche Formulierungen an. Es gibt allerdings entscheidende Unterschiede: Die feministische Linguistik sucht Sexismen, die inhaltsbezogene Grammatik war mehr auf Nationalismen aus, und der Impetus der feministischen Linguistik ist klar ein sprachkritischer, was

auch so viel heisst wie: die Sprache ist im Prinzip hintergebar und veränderbar, und mit ihr die Welt. Was es braucht, ist eben gerade ein bestimmtes sprachunabhängiges Bewusstsein; dieses ist grundsätzlich möglich, nur fällt man (Mann?) nur allzu leicht in Muster zurück, die uns die Sprache vorgibt.

4.7 Prototypensemantik

(Zu den folgenden Ausführungen vgl. auch Abschnitt 9.3.7).

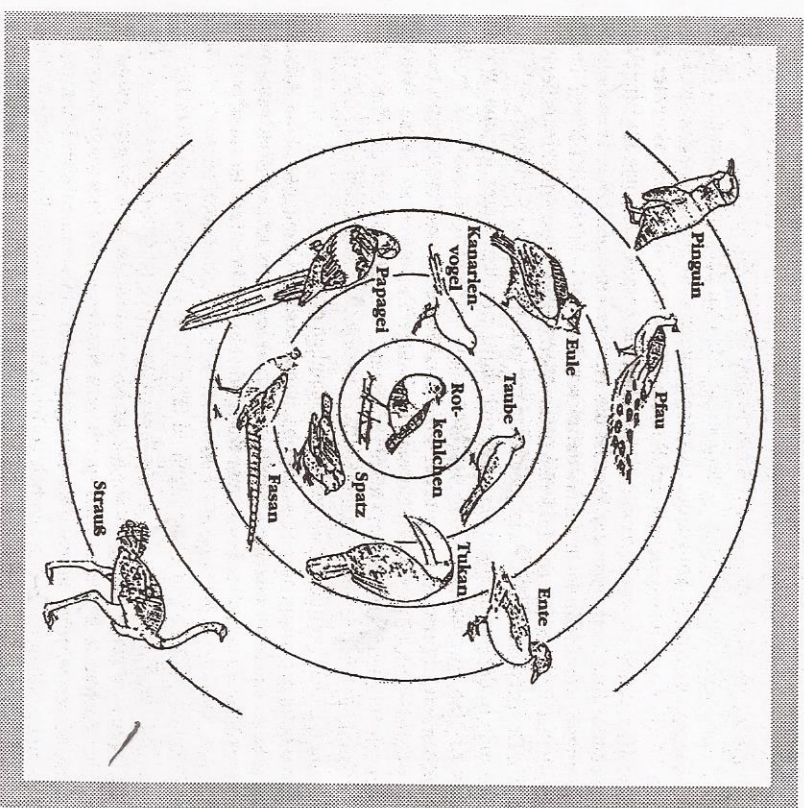
Komponentialsemantik – so haben wir angemerkt – lässt sich mit ihrem Grundprinzip weit zurückführen, bis in die Anfänge abendländischer Logik, in die Begriffstheorie von Aristoteles. Die gemeinsamen Züge sind: (a) Begriffe haben deutliche Grenzen der 'Zuständigkeit': ein Ding fällt unter einen Begriff oder es fällt nicht unter einen Begriff. (b) Begriffe sind im Prinzip durch eine beschränkte Zahl von Merkmalen vollständig definierbar. Man hat das auch schon eine *check-list-Semantik* genannt: Dinge, die zu kategorisieren sind, werden nach einer Liste von Merkmalen durchgesehen; erfüllen sie alle Merkmale, fallen sie unter den Begriff, erfüllen sie ein Merkmal nicht, fallen sie heraus. Das mag im Einzelfall ungenaue Probleme bereiten: Was ist das Apfelfe am Apfel? Wie lässt sich die Bedeutung von *Mann* noch anders definieren als mittels [+MÄNNLICH]? Doch ändert das nichts an der geschichtlichen Grundüberzeugung dieser merkmalstheoretischen Begriffskonzeption, es ist gleichsam nur eine technische Schwierigkeit.

Seit man in der Psychologie vermehrt sich dafür zu interessieren begann, was in den Köpfen, genauer im Geist der Menschen vorhanden ist und wie es dort repräsentiert ist (man spricht von der *kognitiven Wende* in der Psychologie, neuerdings auch in der Linguistik), hat man auch angefangen sich zu fragen, wie der Mensch Wortbedeutungen im Geiste repräsentiert. Dabei hat sich die check-list-Semantik als Theorie des semantischen Wortbesitzes des Menschen mehr und mehr als unbrauchbar, zumindest als völlig unzulänglich erwiesen.

Dabei hätte nur schon eine bloss Beobachtung unseres Umgangs mit der Alltagssprache zu solchen Einsichten führen können. Wie es uns sehr oft überhaupt nicht schwerfällt, etwas in eine bestimmte Kategorie einzuordnen (*das ist rot, das ist ein Vogel, das ist ein Werkzeug, das schneppert*), so fällt es uns doch auch nicht selten eher schwer, solche Entscheidungen zu fällen, und wir sagen dann etwa *Das hat eine rötliche Farbe. Das ist eigentlich ein Vogel. Das ist eine Art Werkzeug. Das hat irgendwie einen schneppenden Klang*. Mit solchen abschwäbenden, relativierenden Ausdruckswesen – man spricht von *Heckenausdrücken* (engl. *hedges*) – signalisieren wir eine gewisse Reserve gegenüber einer eindeutigen Einordnung. Das zu klassifizierende Ding entbehrt offensichtlich gewisser Eigenschaften, die es zu einem besonders guten Vertreter eines Begriffs machen würden, ohne dass es andererseits aber auch klar aus dem Begriff herausfallen würde. Der Gebrauch von solchen Heckenausdrücken signalisiert primär, dass der Sprecherin oder dem Sprecher ein Wort nicht ganz passend erscheint. Man darf das jedoch durchaus auch auf einer nächsttieferen Ebene interpretieren: Auch der von den Wörtern bezeichnete Begriff scheint nicht ganz zu passen bzw. das Objekt scheint nicht ohne weiteres in einen Begriff zu passen.

Das entspricht nun den Einsichten der kognitiven Psychologie, die sich mit unserer mentalen Repräsentation von *Alltagsbegriffen* beschäftigt hat. Diese Begriffe sind

offenbar nicht nur – und oftmals in entscheidender Hinsicht nicht – nach dem aristotelischen Prinzip der eindeutigen distinktiven Merkmale gebaut. Vielmehr kennen solche Begriffe Kernzonen mit besonders typischen, besonders 'guten' Vertretern – man nennt sie *Prototypen* – und vom Kern immer weiter entfernte, immer peripherere Zonen 'ärmer', untypischer Vertreter. Diese Theorie der Prototypen ist in erster Linie Begriffstheorie, in zweiter Linie aber auch eine semantische Theorie von Wortbedeutungen. Als solche *Prototypensemantik* ist sie eine "Semantik des Mehr oder Weniger": Ein *Spatz*, eine *Amsel* sind prototypische Vögel für uns, ein *Pinguin* nicht, er ist ein peripherer Vogel (vgl. Schema 4-9 nach ALITCHISON 1987: 54), ein *Mord* ist das prototypische Verbrechen, *Landstreicher* peripher, bei *Fahrzeug* denken wir wohl alle sehr schnell an *Auto*, kaum an *Rollbrett* etc.



[Schema 4-9]

Die Prototypensemantik kann die Merkmalssemantik nicht einfach ersetzen, aber sie kann sie sinnvoll ergänzen, will man letztlich unsere semantische Kompetenz im Umgang mit natürlicher Sprache erklären. Es gibt zweifelstfrei gewisse Aspekte in unserem semantischen Lexikon, die mit binären Merkmalen korrekt erfasst werden können. Gerade aber Alltagsbegriffe (für streng definierte wissenschaftliche Begriffe mag das anders sein) sind nicht mit semantischen Merkmalen restlos

explizierbar, und sie sind v.a. nicht distinkt, haben keine eindeutigen Grenzen und können sich überschneiden. Und sie sind nicht kategorial in dem Sinne, dass die Dinge in der Welt entweder einfach unter sie fallen oder nicht. Da hilft das Prototypenkonzept eventuell weiter.

Wenn man hier jedoch einen flexibleren Standpunkt einnimmt, könnte das Merkmalskonzept mit der Prototypentheorie durchaus verträglich werden und diese gar explizieren: Es mag semantische Merkmale geben, die unabdingbar sind, aber das sind sicher nicht alle. Es kann Semne geben, die zentraler, gewichtiger sind für ein Konzept. Sie geben einem konkreten Exemplar – bildlich gesprochen – viele Punkte. Und es mag Merkmale geben, die peripherer, 'leichter' sind; sie geben wenig Punkte, auf sie kann vielleicht verzichtet werden. Der Grad der Zugehörigkeit eines Dings zu einem Begriff lasse sich dann errechnen: Prototypische Vertreter eines Begriffs erreichen eine hohe Punktzahl, peripherere eine niedrige.

4.8 Praktische lexikalische Semantik: Lexikographie

Mit Wortbedeutungen hat man sich seit alters etwa dort beschäftigt, wo man – meist zum Zweck der Übersetzung, der zwischensprachlichen Verständigung – Wörterbücher schrieb. Das Schreiben von Wörterbüchern ist die Arbeit der *Lexikographie*. Man kann sie als Zweig der angewandten Linguistik, genauer: als *angewandte Lexikologie* (Lexikologie im Sinne einer umfassenden Wortlehre) ansehen. Ein allgemeines Wörterbuch einer Sprache (zu Spezialwörterbüchern siehe weiter unten in diesem Abschnitt) hat zwei Aufgaben:

- Es verzeichnet sämtliche Wörter einer Sprache.
 - Es verzeichnet zu jedem Wort insbesondere seine Bedeutung.
- Für die Lexikographie stellen sich damit zwei Hauptprobleme:
- Welches sind die Wörter einer Sprache?
 - Welches ist die Bedeutung eines Wortes und wie beschreibt man sie?

Im Abschnitt 2.3.1 haben wir bereits darauf hingewiesen, dass Wörterbücher *Lexeme* (genauer: deren Zifferformen) und nicht syntaktische Wörter mit ihren Wortformen verzeichnen. Allenfalls machen sie Hinweise darauf, wie die Wortformen ausgestaltung eines Lexems aussieht (indem sie z.B. bei den sog. starken Verben den Präteritum- und den Partizipialstamm angeben: *singen – sang – gesungen*).

Von einem puristischen *morphologischen* Standpunkt aus betrachtet wäre es nun längst nicht nötig, sämtliche möglichen Lexeme zu verzeichnen. Das ist auch nicht möglich, weil es dank der Wortbildungsregeln (genauer: Lexembildungsregeln) theoretisch unendlich viele Lexeme geben kann. Man könnte sich mit dem Verzeichnen des Morphembestandes begnügen. Die Lexikographie verfährt jedoch nicht derart minimalistisch, sondern verzeichnet das, was in einer Sprachgemeinschaft zu einem bestimmten Zeitpunkt an einfachen und komplexen Lexemen *üblich* ist. Das bringt selbstverständlich oft heikle Entscheidungen mit sich: Hat sich ein bestimmtes Lexem in der Sprachgemeinschaft schon durchgesetzt oder ist es noch auf bestimmte Individuen oder Gruppen, auch Dialekte beschränkt? Wird umgekehrt ein Lexem heute noch gebraucht oder findet man es nurmehr in älteren Texten? (Vgl. hierzu auch 10.1.)

Von einem *semantischen* Standpunkt aus – so haben wir in 4.3 gesehen – ist es sogar unbedingt nötig, weit mehr als nur das morphologische Minimum zu verzeichnen, da in vielen komplexen Lexemen das Kompositionalsprinzip nur rudi-